

GOLDAMMER, Kurt: *Der Mythos von Ost und West*. Eine kultur- und religionsgeschichtliche Betrachtung. München: Ernst Reinhardt 1962. 111 S. 5,80.

Goldammer entwirft in seinem Buch eine Entstehungsgeschichte des später so verhärteten Ost-West-Gegensatzes von den frühen Griechen bis in die heutige Zeit. Wir stimmen im allgemeinen seinem Ergebnis zu. Aber ist damit das Problem gelöst? Der Gegensatz ist trotz grundsätzlicher Gemeinsamkeiten da; daß er nicht sein müßte, daß die Grenzen verschwimmen, schafft ihn nicht aus der Welt. Wissenschaftler, Weltreisende und Missionare, die mit bestem Willen und vorurteilslos den fremden Völkern gegenüberzutreten, müssen immer wieder feststellen, wie weit europäisches und orientalisches (auch indisches und chinesisches) Denken samt den entsprechenden Lebensformen voneinander entfernt sind. Was hilft es da, daß diese Entfernung nur zufällig ist? Sie ist da und man kann sie nicht von heute auf morgen beseitigen, obschon wir angeblich auf dem Wege zur einen und unteilbaren Welt sind. Was sich sofort bessern läßt ist die Haltung, zumal die der „Westler“. Sie muß den fremden Kulturen mit mehr Ehrfurcht begegnen.

G. F. Klenk SJ

WISSE, Stephan: *Das religiöse Symbol*. Versuch einer Wesensdeutung. Essen: Ludgerus Verlag 1963. 297 S. Br. 30,-.

Das Symbol spielt in der Religion eine wesentliche Rolle und verdiente daher eine philosophische Untersuchung. Eine solche liegt hier vor. Die Arbeit behandelt zuerst den Begriff des Symbols überhaupt und des religiösen Symbols, dann dessen Wesen und schließlich seine Funktionen. Sie setzt sich dauernd mit den verschiedenen Theorien auseinander, die bis jetzt darüber aufgestellt wurden, und beweist eine große Literaturkenntnis. Die Kritik an den Theorien ist durchgehend zutreffend, besonders auch die Ablehnung der Meinung, daß das Symbolisierte irgendwie im Symbol gegenwärtig oder enthalten sein müßte. Letztlich beruht die Möglichkeit des Symbols, das ein Transzendentes darstellt, auf der Seinsanalogie, die auch zwischen Gott und den endlichen Seienden besteht; diese können ihn also, wenn auch eben nur analog, zu erkennen geben und anschaulich darstellen. Dies ist ohne Zweifel die letzte Grundlage. Aber dazwischen steht

wohl noch eine nähere, die Beziehung gewisser Seiender zum Menschen. Nehmen wir das Wasser. W. meint, es sei ausgesprochen qualitätsarm und könne an sich als Symbol keine Verwendung finden. Aber der Reichtum eines Seienden an Qualitäten spielt wohl nicht die Hauptrolle; sonst könnte das Wasser nicht eines der ertümlichsten und verbreitetsten Symbole sein. Wohl aber hat der Mensch zum Wasser sehr wesentliche Beziehungen; ohne es können weder er noch seine Tiere noch seine Pflanzungen leben und gedeihen. Für das primitive Denken enthält es also das Leben und kann darum auch Symbol für das höhere, von der Gottheit gespendete Leben werden. Ferner dient das Wasser zur körperlichen Reinigung und wird also zum Symbol der religiösen, der rituellen wie der sittlichen Reinheit. Natürlich gründen diese Beziehungen in den Eigenschaften, die das Wasser an sich besitzt. Aber diese erhalten nur durch jene Beziehungen symbolischen Wert; diese sind auch das Mehr über das Sinnliche hinaus, das man am Symbol unmittelbar wahrnimmt, und verweisen auf das in sich nicht Wahrnehmbare, das sie symbolisieren und auf analoge Weise erkennen lassen. Weil der heutige Mensch durch den Einfluß der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise die Seienden fast nur noch in ihrem physikalisch-chemischen Sein sieht, sprechen die Symbole nicht mehr zu ihm, und er beraubt sich so der Anschaulichkeit und Wärme, die ihm das Symbol spenden könnte, und die Erkenntnis des Göttlichen wie des eigentlich Geistigen geht ihm leicht verloren. Die ontologischen Strukturen des Symbols werden in dem vorliegenden Buch gut und klar herausgearbeitet.

A. Brunner SJ

Biographien

RAAB, Heribert: *Clemens Wenzeslaus von Sachsen und seine Zeit (1739–1812)*. Bd. 1: Dynastie, Kirche und Reich im 18. Jahrhundert. Freiburg: Herder 1962. XXXI, 374 S. Kart. 48,-.

Dieses Werk stellt einen weiteren verheißungsvollen Schritt dar, jenes reichische Deutschland des 18. Jahrhunderts vor uns wieder stehen zu lassen, von dem die Hoch- und Erzstifte von Lüttich bis Salzburg den wichtigsten Teil bildeten. Dieses Deutschland liegt tiefer unter dem Schutt vergraben, als es Troja oder Pompeii gewesen sind, weil die historische

Wahrheit darüber eine große Anklage gegen eine leichtfertige, dynastisch oder konfessionell bestimmte Geschichtsschreibung bildet, die nur allzu lange den Markt beherrscht hat.

Dumm, faul, bigott und anmaßend soll in den geistlichen Staaten des 18. Jahrhunderts regiert worden sein, ihre Fürsten hätten beim Weinfäß und auf der Jagd ihre Zeit vertan. Nun, was Raab in einer erstaunlich umfassenden Archiv- und Quellenforschung für Freising, Regensburg, Augsburg, Trier, Mainz und Lütich um die Zeit Clemens Wenzeslaus' ermittelt hat, lautet doch etwas anders.

Freilich erbaulich ist es nicht, wie um geistliche Pfründen gefeilscht und gehandelt wurde, um die nachgeborenen Söhne der reichsritterlichen und reichsfürstlichen Stände zu versorgen. Erbaulich ist es auch nicht, mit welchen Intrigen und Druckmitteln die europäischen Höfe jede deutsche Bischofswahl beeinflussen – aber dumm und träge waren diese geistlichen Regenten meistens nicht. Die kulturelle Leistung der stiftischen Gebiete liegt zwar anderswo als die des zeitgenössischen protestantischen Deutschlands, aber sie war nichtsdestoweniger eindrucksvoll. Und politisch und sozial gesehen bildeten die vom Krummstab beherrschten Staaten Inseln der Menschlichkeit gegenüber den Zwingburgen des sie umgebenden dynastischen Absolutismus.

G. F. Klenk SJ

HANTSCH, Hugo: *Leopold Graf Berchtold, Grandseigneur und Staatsmann*. Köln-Graz-Wien: Styria-Verlag 1963. 2 Bände, XIV und 896 Seiten, 27 Bilder, Lw. 55,-.

Berchtold war österreichisch-ungarischer Außenminister von 1912 bis 1915. Unter seinem Namen ging im Sommer 1914 die Kriegserklärung an Serbien ab. Er gehört also zu den vielen, die am ersten Weltkrieg „schuldig“ sind. Es ist bisher verhältnismäßig wenig über ihn geschrieben worden. Bülow schildert ihn in seinen ebenso glänzend geschriebenen wie giftigen Memoiren als leichtsinnigen, unfähigen Kavalier.

Berchtold hat Tagebücher und einen Entwurf zu Memoiren hinterlassen, beide in Fragmenten. Die Tagebücher enthalten überdies viele private Notizen, die heute kein Interesse bieten, und sind zu umfangreich zur Veröffentlichung. Hugo Hantsch hat dieses Material seiner Biographie zugrund gelegt, aber dazu noch

alle erdenklichen Archivalien und Memoirenwerke der Zeit benützt.

Es ist H. H. nicht darum zu tun, aus Berchtold einen Heros der Weltgeschichte zu machen. Er zeigt ihn vielmehr als das, was er war: einen Edelmann, der seinem Kaiser und seinem Vaterland gegenüber seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit erfüllte, so gut er konnte, ständig gehindert durch einen auffallenden Mangel an Selbstvertrauen, dabei klarer sehend als die damaligen „starken Männer“ in Österreich-Ungarn, Tisza, Conrad, Ährenthal nicht ausgenommen.

Das fesselnd geschriebene Werk wird über die Persönlichkeit B.s hinaus zu einer Geschichte der letzten Jahrzehnte österreichisch-ungarischer Außenpolitik. Es wäre zu wünschen, daß es gerade in Deutschland viele Leser findet.

L. v. Hertling SJ

MONTGOMERY OF ALAMAIN, Viscount Bernard L.: *Memoiren*. Übers. v. Dietrich Niebuhr. München: Paul List Verlag o. J. 620 Seiten, 18 Kunstdruckbilder u. 14 Kartenskizzen. 25,80.

Montgomery ist ganz Soldat. Seine Memoiren sind kaum etwas anderes als die militärische Beschreibung seiner Feldzüge von Ägypten bis Sizilien und später von der Normandie bis zur Kapitulation. Er war dann anfangs Befehlshaber der englischen Zone in Deutschland und wurde 1946 Chef des englischen Generalstabs. In dem Buch finden sich keine Tiraden gegen die Deutschen im allgemeinen oder Hitler im besonderen. Die Deutschen sind für Montgomery einfach die militärischen Gegner. Kleine Dienstenerlebnisse werden mit echt englischem verhaltenen Humor erzählt. Das Buch ist für den Historiker wertvoll, besonders für den Kriegsgeschichtler, wird aber auch von jedem mit Interesse gelesen werden, der wissen will, wie es damals auf der andern Seite ausgesehen hat.

L. v. Hertling SJ

FREUD, Sigmund-PFISTER, Oskar: *Briefe 1909 bis 1939*. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1963. 168 S. Brosch. 7,80.

Schon früh suchte der protestantische Pfarrer Pfister die Psychoanalyse in den Dienst der Seelsorge zu stellen. Er war einer der treuesten Anhänger Freuds und stand während 30 Jahre mit ihm im Briefwechsel. Dieser wird hier veröffentlicht. Die meisten der Briefe stammen von Freud; die Briefe Pfisters sind verloren; nur